

Eurythmie der Gewalt

Annette Weber
Eurythmie der Gewalt



Annette Weber
»Eurythmie der Gewalt«

Gestaltung: Interkool
Coverbild: Karl Heinz Jeron
Korrektur und Lektorat: Urte Rathgeber, Textem
Druck: druckhaus köthen
Textem Verlag, Hamburg 2018

ISBN: 978-3-86485-188-9

Textem Verlag 2018

Für Toluich und MissisM
Forever. Foreverever? Foreverever!

PROLOG


Ich kaue auf einem der Zahnputzstäbchen, rauchen ist hier nicht. Der Fahrer sitzt seit zehn Stunden am Steuer. Er schwitzt, das lässt sein Krötengesicht noch gemeiner erscheinen. Um mich herum haben alle die Augen geschlossen, aber ruhig ist niemand. Wie oft haben wir den blöden Typen jetzt schon gebeten anzuhalten, uns anzuhören und eine von uns fahren zu lassen. Hier auf den letzten hundert Kilometern gibt es mehr als achtzig trockene Flussbetten, sagt Mary. Ich sitze ganz hinten, Acieng neben mir. Ich sehe im Rückspiegel, wie der Fahrer die Augen schließt. Es ist heiß, er ist müde, ich verstehe.

Ich liege jetzt auf dem Rücken, irgendwie ist es noch heißer geworden, schrecklich heiß, und so eng. Seit fast zwei Tagen ist es eng hier, mit sieben Frauen und einem Fahrer in der Hitze.

Die unruhige Ruhe ist vorbei, überall schreit und schluchzt es. Dornen stecken in meinem Arm. Wo ist mein Arm? Was klebt an meinem Bein? Ich sehe im Rückspiegel, wie der Krötenfahrer die Augen schließt, und dann fliegen wir – in Zeitlupe. Nur fehlt zwischen Flug und Landung ein Stück Erinnerung. Ich werde aus dem Auto gezogen. Raus, raus, raus! An meinem Bein ist es warm und nass. Mein Kopf ist heiß und die Luft schwirrt, die Dornen stecken überall und überall ist ein furchtbares Geräusch von Verzweiflung und Schmerz,

gar nicht laut, aber die ganze Luft ist voll davon. Wir liegen in der Wüste, das Auto liegt auf dem Kopf und tropft. Oh, ich kann doch kein Blut sehn, denke ich und sehe, dass meine Wüstenarmeehose ganz rot ist. Nur wir liegen herum, unsere Sachen sind noch alle im Kofferraum, auch meine Erste-Hilfe-Tasche – »Acieng ist noch drin!«, sagt Awut, »sie ist noch drin und der Tank läuft aus!« Der Krötenmann sieht mich böse an – mich? Er ist doch schuld, er soll jetzt schnell was tun, warum ich? Acieng war eben noch neben mir. Da ist sie auch noch, nur können die andern sie nicht herausziehen, weil etwas mit ihrem Arm nicht stimmt. Der ist weg oder jedenfalls nicht ganz da und sie ist ganz grau und wimmert und betet und dann beten alle und ich hole meine Erste-Hilfe-Tasche und reibe alle wie wild mit Betaisodona-Salbe ein, nur nicht Acieng. Das kann ich nicht, ich kann das nicht, was kann man da nur tun? Wir müssen ein Auto anhalten, sie muss ins Krankenhaus, sofort, das ganze Blut und der Arm. Wir halten einen Mercedes an, der Fahrer ist betrunken, Teody lässt ihm keine Wahl – und dann sind sie weg, Teody mit Acieng in Richtung Krankenhaus in Lodwar. Die Kröte starrt mich an. Ich werde endlich ohnmächtig.

KAPITEL 1

Erdmute wischt sich über den Mund, sie war eingenickt und der Speichel ist ihr aus dem Mundwinkel gelaufen. Jetzt gerne eine Cola und eine Zigarette, denkt sie. Draußen zieht diese deprimierend-öde Landschaft zwischen Berlin und Hannover vorbei. Bewegtwerden ist eine Einschlafgarantie für Erdmute. Wenn der Zug losfährt, das Flugzeug startet, gehen ihre Augenlider automatisch zu, sie wird ganz ruhig und schwer, wie bei den Übungen für autogenes Training mit ihrer Mutter früher. Sie ist unterwegs dorthin, zu ihren Eltern, nach Oberschwaben. Da ist Dietlind, die Mutter, die in der Lebensschleife fast wieder am Anfang ist. Sie will ihre Kinder bei sich haben, die würden sie doch brauchen, hat Viktor, der Vater, mit Tränen in den Augen beim Skypen gesagt. Jetzt ist sie völlig dahin, die Hoffnung auf konzentriertes Arbeiten beim Bahnfahren. Erdmute zieht ihren klobigen, aber tollen iRiver-MP3-Player heraus. Sie sucht  *Cold War* von Janelle Monáe und versucht, die Protokolle ihrer letzten Forschungsreise zu verdrängen. Gewaltforschung.

KAPITEL 2

Aus dem Haus atmet es düster, die dunklen Holzmöbel, die wie bei einem Antikhändler gestapelt sind, die großen Ölgemälde mit mexikanischen Sängerinnen in

Leid und Glamour, Raouls Schwarz-Weiß-Fotos von ☞ *female impersonators* in der Silverlake Lounge. Riesige Blumensträuße, die ihre Blütenblätter fallen lassen, Callas und Lilien, deren betäubender Duft nach draußen wabert, wie aus einer Höhle – und davor die grelle kalifornische Sonne über dem Broadway. East-L.A. Gegenüber das Crack-Haus, Waschbeton aus den Siebzigern, mit dauerverhängten Fenstern. Betttücher. Worin die wohl schlafen?

Ada sitzt auf Raouls Terrasse. Dieses Holzhaus aus dem 19. Jahrhundert, wie bei Pippi Langstrumpf, hier abgeworfen wie ein bunter Fremdkörper in einer Straße, die einem vorbeireisenden Europäer normal und fast bürgerlich erschiene: Auto, Haus, Rasen. Für die Leute aus dem Kiez hingegen hat fast jedes Haus eine Geschichte der Gewalt; hier der Hund, da die Frau, dort der Bruder, irgendjemand wird immer mal erschossen, versucht vor Schlägen zu fliehen.

Wenn nur diese gefährlichen Killerhunde nicht wären, wäre dies genau der Ort, an dem sie den Nachmittag verbringen wollte. Raoul läuft sich gerade warm in einer verbalen Wutentladung gegen den Stadtrat von Riverside, Los Angeles.

»Alle Bäume lässt er absägen, der Arsch. Verdammter Fickknochen, wer bezahlt ihn dafür? Sieh dir den Himmel an, das ist doch nicht normal, dass er schon am Nachmittag lila ist. Diese arschbeklopten *Cracker*, hier ist sozusagen Mexiko und die lassen uns billig schufteln, um uns dann mit ihren Auspuffgasen zu vergiften.«

Ada mag Raoul, wenn er wütend ist, aber manchmal wünscht sie sich, er wäre wieder auf Heroin, dann ist er weicher und der Tag so undefiniert. Dann übernimmt die Droge die Tagesplanung. Am besten zur Markthalle und Ceviche-Tacos essen, und dann seine Dealerin im Rollstuhl in ihrem Papphaus hinter der 1st Street finden. Lange her, jetzt ist Downtown L.A. für junge Kreative hergerichtet – schicker, ohne die Drogisten. Dann sofort nach Hause – Raoul raucht, Ada sieht zu, wie der weiße Rauch über der Alufolie aufsteigt, und dann gucken sie zusammen alte Filme, ☞ *What Ever Happened to Baby Jane?* oder ☞ *Veronika Voss*. Sie schlafen, und irgendwann kommt Manuel und sie gehen zum Thai essen oder nach Pasadena shoppen. – Prompt kann sie sich kaum vorstellen, auch nur eine halbe Stunde ohne den Geschmack des Thai Ice Teas, der Garnelensuppe und des Pad Thai auszukommen, keine Sekunde mehr. Aber – kein Auto, die Hunde müssen Gassi, kein Geld, also: Bean Burrito bei Taco Bell mit viel Diabolo-Sauce. Schon geht ihr das Genöle von Raoul furchtbar auf die Nerven, Manuel ruft an, er hat ein Auto, kommt sie beide abholen. Raoul zieht aus seinem Schrank eines seiner tausend weißen T-Shirts und eine neue Levis; raw Denim, die werden nicht gewaschen. Sie hören Esther Phillips, *Junkie Walking Through the Twilight, On My Way Home*, und Ada will sofort wieder in dem grauen VW Käfer mit den beiden sitzen und durch die Sierra Madre fahren oder durch Mexico City, aber jedenfalls schon aufgebrochen sein, um von L.A. nach Chiapas zu

fahren, Wochen, Monate. Zwei schwule ☞ *Chicanos* und Ada. Ada hat Sehnsucht danach, bewegt zu werden, unterwegs zu sein. Dann passieren die Dinge, und alles, was man tun muss, ist reagieren.

»Oh meine kleine Tochter«, sagt Raoul, »ich erinnere mich noch genau an den Tag, als du aus meiner Vagina geflutscht bist.« Er legt drinnen eine Platte von ☞ *Lucha Reyes* auf und sie sind sofort genauso traurig wie la Reyes.

»Wir müssen unbedingt nachher ☞ *La Tequilera* ansehen. Wo sie die Kinder gegen Schnaps tauscht. Erinnerst du dich an Alma und das Konzert von unserer kleinen Astrid in Michoacán? Und nach dem Abend bei Alma hinterm Zócalo, als du fast mit der Butch-Schlägerin geknutscht hast?«

Las animas negras. Raoul kommt auf die Terrasse zurück, setzt sich neben sie.

»Ay, mi mamá«, sagt Ada, und Paquita la del Barrio, die Mariachis, die Bar, das Bier, der Tequila und diese Frau im weißen T-Shirt, klein, stämmig, mit einem Gangstergesicht, das Ada sofort zu einer Masse formbaren Karamells verwandelt hat, tauchen in ihrer Erinnerung auf. Sie waren zusammen in dieser Bar, Strip Club, unten Jungs für Jungs, oben Frauen für Frauen und ganz unten Frauen für alle. Dicht gedrängt alles, Rauch, Bier, Tequila und diese Bullenreiten-Atmosphäre. Femmes, die ihre Butch-Freundinnen drängten, noch mehr Pesos in die Tangas der Pooltanz-Frauen zu stecken, Gejohle, Anfassen, wie das Nachspielen eines

Rodriguez-Films, nur in vier Dimensionen; abgestoßen, aber auch fasziniert, und sich wie zu Hause gefühlt. Ein VW Käfer hatte sie damals bis nach Las Margaritas in Chiapas getragen. Mexiko erschien Ada wie eine Mischung aus Transvestiten, Schrankschwulen und lesbischen Müttern. Tamales zu Weihnachten in Oaxaca mit der Ex von Raouls Mutter und ihrer neuen Frau und den zusammengerechnet sechs Kindern. Die meisten Leute in Mexiko waren – anders als in L.A. – braun, und es schien fast, als ob sich dadurch die tägliche Anspannung für Ada enorm verringerte. Bei den Pyramiden in Chiapas und im Museum in Mexiko-Stadt hatte sie an die Verschwörungstheorien der ☞ *Black Supremacists* gedacht; ☞ *Olmeca*, von Afrikanern gegründet. Sie diskutierten, wie klassisch frauenfeindlich der Pocahontas-Mythos ist.

»Klar musste eine Frau ☞ *la raza* verraten, diese Idioten. Selber schuld, wenn sie die Einzige war, die was gelernt hatte. Verfickte Chicanos. Aber wahrscheinlich hat Hollywood, Disney, sich das so ausgedacht!«, wütete Raoul in der brütenden Hitze. Am Abend aßen sie auf ihrer Reise Avocadobrote mit viel Knoblauch, Chili und Zitrone, weil ihre Absteigen so düster und verrottet waren, dass sie sich zumindest von innen gegen die Keime stärken mussten.

Auf dem Weg zurück vom Kaffee bei Astrid Hadad, zu deren Konzert sie eingeladen waren, kamen sie in Michoacán am Blauen Haus von Frida Kahlo vorbei. Sie fuhren mit der U-Bahn zur Station, die neben der

Wrestling-Arena lag, in der sie den irren Kampf zwischen lokalen Wrestling-Größen gesehen und dabei frittierte Schweineschwarte mit Limonen geknabbert hatten. Neben der Arena lag der größte Santeria- und Devotionalienmarkt. Ada kaufte das Haarspray ☞ *Domino Todo*, auf der Dose sprüht ein Mann und eine Frau kniet zu seinen Füßen – Allmacht-Drei-Wetter-Taft und sexuelle Demütigung. Dagegen half nur das blaue Fläschchen mit dem Tod drauf. Wofür und wann das benutzt werden sollte, blieb unklar. Neben der Guadalupe gab es jede Menge schwarze Heilige zu kaufen, einen schwarzen Jesus und eine schwarze Madonna – ansonsten sind in Mexiko viele froh, hellhäutig zu sein, obwohl sie die Conquistadores verachten, aber die Indigenas und die Sklaven verachten sie eben auch.

Ada holt sich ein Glas Zitronenwasser auf die Terrasse – ☞ *mija*. Dass sie nicht african-american by way of the Atlantic ist, ihre Vorfahren nicht als Sklaven verschleppt wurden, sondern einen schwarzen afrikanischen Vater und eine weiße amerikanische Mutter hat, führt meist zu Streit und Auseinandersetzungen, vor allem über die Einordnung. Wofür steht sie denn mit ihrer dunklen Haut, wenn nicht für Versklavung und die Auflehnung dagegen? Im Gegensatz zu den meisten ihrer Bekannten – an der Uni und im Leben – bildet sie sich ein, ziemlich genau zu wissen, woher ihr Vater kommt und wohin er zurück ist und wo er Verantwortung in dem Land trägt, für das er als Diplomat arbeitet.

Was die Welt zu einem scheint, ist die Affinität zu Verschwörungen. Die Hoffnung, dass etwas oder jemand hinter der eigenen Misere steckt, das, wenn entlarvt und abgeschafft, ein neues Paradies, ein glückliches Leben möglich ist. Im Land ihres Vaters ist es die Regierung im Nordsudan, die an allem schuld ist; für ihre afrozentrischen Schwestern ist es die Hinwendung zur Natur und die Abkehr von der Moderne, die den Frieden bringt und das Weiße, Kapitalistische, Schlechte überwindet – für ihre Mutter zum Beispiel ist Alltag und Tagespolitik ohne passende Verschwörungstheorie gar nicht zu verstehen.

Ob es an den Hippie-Drogen liegt? An Frank Zappa?, überlegt Ada. Und will sofort weg, nur nicht an Mutter denken, das macht ihr meist wirklich sehr schlechte Laune.

»Ich werde deine Dolores del Rio sein«, sagt Raoul nahezu drohend ins iPhone, zu Manuel, der jetzt doch nicht kommt.

KAPITEL 3

*This is a cold war – and you better know
what you are fighting for.*

(Janelle Monáe)

Erdmute überlegt, ob sie in ihrem nächsten Forschungsantrag nicht einen Vergleich zwischen der somalischen al-Shabaab und den somalischen Gangs in den USA

vorschlagen soll. Immerhin gibt es schon einiges zu lateinamerikanischen Gangs in Los Angeles und den Drogenkartellen ihrer Herkunftsländer. Es interessiert sie vor allem herauszufinden, wo die Wunschmaschine einsetzt: bei der Diasporajugend, die sich vorstellt, als fleischgewordene Wii-Ninjas in Somalia den heiligen Krieg nachzuspielen? Und zu beleuchten, was die Mädchen, die weiblichen *Jihadi-Teens*, machen – *Mujahed-doomsday* oder Moderne?

Aber erst mal der Elternbesuch und dann die Reise in den Südsudan nächste Woche. Das Thema diesmal ist die wechselseitige Beziehung zwischen der Dauer des Bürgerkriegs und der Aussicht auf erfolgreiche Demobilisierung. Erdmute spürt, wie das Adrenalin zu rauschen beginnt bei der Vorstellung, von Juba aus mit dem Auto durch Equatoria zu fahren – frei und gefährlich. Andererseits hat sie keine große Lust auf die Entbehrungen, die Tiere, das Essen.

Auf dem Weg von der tschadischen Hauptstadt N'Djamena nach Abéché an der Grenze zu Darfur hat sie alles verschlafen, die dauerkotzende Mitarbeiterin, die ständigen Rebellenwarnungen, die aufgeregten Journalisten, die von der Grenze zurückkamen. Beim Start sagt sie sich, dass die ersten zehn Minuten ausschlaggebend sind. Ihr Mantra beim Hochziehen des Fliegers ist, dass es, wenn, dann ganz schnell gehen wird. Nur letzten April, als sie von Djibouti aus in einer uralten Ilyushin Richtung Hargeisa saß, die Gurte nicht

schlossen, die Sitzreihen kaum am Boden festgeschraubt waren, die meisten Leute beteten und das Flugzeug einen ungeheuren Ziegengeruch ausströmte – da konnte Erdmute sich während der gesamten Dreiviertelstunde Flug genau vorstellen, wie schmerzhaft langsam und grausam so ein Flugzeugabsturz sein könnte. Wie sie langsam erst über Wasser, dann über der Wüste mit diesem Schrottteil aufschlagen, wieder abheben, aufschlagen würden. Sie zog sich ihr Kopftuch, das in dieser Region zur Mindestausstattung gehört – und mit dem sie sich so verkleidet fühlt wie früher in Kleidern –, zog sich dieses Tuch über die Augen und dachte, dass es gut war, dass die anderen Passagiere so gläubig waren.

Allah wird mich sicher nicht ausschließen bei der Rettung, dachte Erdmute. Obwohl der Flieger mit dem dickbäuchigen russischen Piloten weiter nach Mogadischu flog und obwohl klar war, dass dort gerade kein Gott besonders umsichtig in der Rettung seiner Gläubigen war. Dieser Pilot erinnerte sie an einen anderen Flug inklusive Nahtoderfahrung. Von Lokichogio in Kenia in die umkämpften Nuba-Berge im Sudan, während des letzten Kriegs zwischen Nord- und Südsudan. Wallid, ein SPLA-Kommandant, fragte sie, ob sie mitkommen wollte. Damals, als sie ihre Forschung zu weiblichen Kombattantinnen in der SPLA durchführte und von den Kämpfern zumeist für eine palästinensische Ausbilderin gehalten wurde. In der Nacht vor dem Flug hatte sie viel zu viel Tusker-Bier getrunken und einen der damals vielzähligen Lover in seinem Zelt besucht.

Diese Mischung aus Freiheit und Gefahr, mit der dümmlichen Annahme, dass es einen selbst schon nicht treffen werde. Um fünf Uhr früh war sie los und ist dann, vor der alten Antonow, die noch mit landwirtschaftlichem Gerät und Waffen beladen wurde, auf die beiden Piloten getroffen. Ein Russe und ein Kolumbianer, die offensichtlich in der gestrigen Nacht ebenfalls zu viel Alkohol, zu viel Sex und zu wenig Schlaf gehabt hatten. Der Kolumbianer, behängt mit Goldketten, stand jovial herum, kratzte sich am Sack und kletterte über die Hühnerleiter ins Flugzeug, der Russe schnallte die Treibstofffässer fest, zeigte Erdmute ihren Platz auf einer hängemattenähnlichen Sitzliege direkt neben dem Treibstofftank und zündete sich eine Zigarette an. Dann zeigte er auf ein Loch neben der Tür und verdrehte die Augen. Das müsse zuerst noch gestopft werden. Wallid wurde noch unruhiger und Erdmute setzte sich an die Beladungsklappe und zündete sich ebenfalls eine Zigarette an. Damals war sie schon mehrere Monate im Südsudan unterwegs und hatte gefühlt die Hälfte ihres Körpergewichts verloren, sie kam mit zwei Hosen und drei Hemden klar – unvorstellbar in Berlin, wo sie sich jeden Tag neu überlegte, was sie anziehen sollte.

Irgendwann startete die Antonow und flog Richtung Norden. Beim Landeanflug auf eine Piste in der Nähe von Talodi wurde sie durch Wallids Gebrüll geweckt. Am Rand der Piste zeigten sich nicht wie sonst im von der SPLA kontrollierten Gebiet im Südsudan Hunderte

von Kindern und Erwachsenen, die auf die Ladung wie auf ein Weihnachtsgeschenk warteten. Hier standen bewaffnete Soldaten. Die falschen, die Feinde. Die Piste war kurz, der Kolumbianer musste das schwere Flugzeug steil nach oben ziehen, schon begann es zu ballern. »Fuck, fuck, fuck!«, schrie Wallid. »Habt ihr den Sicherheitsbericht heute Morgen nicht überprüft? Ihr fucking assholes.«

Erdmute fragt sich, ob sie das neue Smartphone mit in den Sudan nehmen sollte. Der Zug ist noch nicht mal in Fulda, das kann noch ewig dauern. Manchmal sehnt sich Erdmute nach den Hügeln und dem Grün Oberschwabens, der Schwäbischen Alb zwischen Stuttgart und Ulm: dieses Zuhausegefühl.

Die Zeit in den Nuba-Bergen damals, Ende der neunziger Jahre, war ihre aktivste Zeit in der Forschung. Damals gehörte sie keiner diplomatischen oder humanitären Delegation an, sie ließ sich in einem Gebiet absetzen, von dem sie gehört hatte, dort wohnten Kämpferinnen oder ehemalige Kombattantinnen. Hier musste sie laufen, musste in Bewegung bleiben, dranbleiben – bis heute hasst sie das Laufen, Wandern. Damals hatte sie sich geschämt, sie war gerade 29, jung, gut ernährt, gesund. Dennoch war sie jeden Tag nach kurzer Zeit mit ihren Kräften am Ende und konnte sich kaum vorstellen, auch nur noch eine halbe Stunde zu gehen mit ihrem Rucksack, geschweige denn die Stunden, die noch zu gehen waren. Immer wieder hatte

sie gefragt: Wie weit ist es noch, wie weit ist es noch? – wie ein kleines Kind bei der Fahrt in die Sommerferien von der Rückbank des Autos. Die Antwort war immer die gleiche, »Hinter dem Hügel«, nur dass hinter dem Hügel der nächste Hügel kam und sie beschämt ihren Rucksack den Kindern übergeben hatte, die leichtfüßig und ohne zu essen, zu trinken oder zu jammern das Gepäck auf dem Kopf durch die Hügellandschaft der Nuba-Berge getragen hatten.

Jemand kommt mit Kaffee aus dem Bistroabteil vorbei. Dieser Geruch von Filterkaffee sticht ihr ätzend in die Nase. Sofort ist das Haus ihrer Eltern aus ihrem Geruchsspeicher abgerufen: diese Mischung aus frischen Blumen, offenen Türen zum Garten, altem Textil und Schuhen in der Diele, oft Körbe mit Äpfeln, die jemand vorbeigebracht hatte, und dem Kaffee, der schon den ganzen Tag auf der Wärmeplatte gestanden hatte. Sie konnte den Geruch von Äpfeln nicht ausstehen und aß auch nur die fast künstlich anmutenden grünen, vor den roten ekelte sie sich. Die Eltern saßen oft wie Komparsen irgendwo in der Deko herum, so, als ob sie noch keine Anweisung bekommen hätten, was als Nächstes gespielt würde. Die Bilder, Drucke und gewebten Teppiche an der Wand. Diese Mischung aus Rudolf-Steiner-Unfarben, Chagall und dem obskuren Drang, klassische Musik zu hören – so, als ob sie damit eine Stufe höher klettern könnten, als ob sie damit ihre Herkunft, ihre Kindheit, ihre Vergangenheit auslöschen und sich ganz neu erfinden könnten. Weil klassische Musik

zum Bürgertum gehörte, mussten die Kinder alle ein Instrument lernen und täglich üben. Viel Geld wurde in diese Bildung investiert, die die Eltern beide nicht hatten durchleiden müssen, die an den Kindern aber nicht haften blieb. Nur der Religionsunterricht ist von Nutzen gewesen, denkt Erdmute. Immer wieder ist sie im Sudan aufgefordert worden, ein Gebet zu sprechen, ein religiöses Lied anzustimmen. Und auch das Dörfliche war nützlich. Immer. Das direkte und deutliche, nicht das überwachende, neidische, verleumderische, verschweigende, das sie so schnell wie möglich aus dieser krankmachenden Region hatte fliehen lassen. So wie man im Ländle immer nach dem Beziehungsstatus – Bischof jetzt au verheirated? – gefragt wurde, wurde sie im Sudan als Erstes nach ihren Kindern gefragt. Einmal sehr deutlich und deutlich zu übergriffig für ihren Geschmack – als sie in der Stadt Leer landete, um mit einer Abspaltung der bewaffneten Bewegung zu sprechen, kam eine alte Frau auf sie zu. Erdmute freute sich, dass es hier offensichtlich leichter war, Kontakt aufzunehmen, direkt nachdem sie aus dem Flieger ausgestiegen war. Diese Frau fasste ihr sofort und ohne sie zu begrüßen an die Brüste, kniff zu und drehte sich abschätzig weg. Erdmute fühlte sich beschmutzt, wütend, unsicher, was das zu bedeuten habe.

Helen, eine Nuer-Frau, die sie auf dieser Reise begleitete, übersetzte lachend: »Was kommt diese Frau hierher, in unseren Krieg, ohne ihrer Familie Kinder zu hinterlassen! Denkt sie, sie ist so wertvoll, oder sind die